

Predigt zu 2. Mose (Exodus) 16, 2 – 3 . 11 - 18

Evangelium: Johannes 6, 30 – 35

(Genauer Ort unbekannt; Datum: wahrscheinlich Lätare 1978; aus dem Handschriftlichen übertragen von Alexander Bauer, Faktura Berlin gmbH, von den Herausgeberinnen der Interseite walterschmithals.de vorsichtig redigiert.)

Predigttext:

(2) Und es murrte die ganze Gemeinde der Israeliten wider Mose und Aaron in der Wüste.

(3) Und sie sprachen: Wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben durch des Herrn Hand, als wir bei den Fleischtöpfen saßen und hatten Brot die Fülle zu essen. Denn ihr habt uns dazu herausgeführt in diese Wüste, dass ihr diese ganze Gemeinde an Hunger sterben lasst.

(4) Da sprach der Herr zu Mose: Siehe, ich will euch Brot vom Himmel regnen lassen, und das Volk soll hinausgehen und täglich sammeln, was es für den Tag bedarf, dass ich's prüfe, ob es in meinem Gesetz wandle oder nicht.

(5) Am sechsten Tage aber wird's geschehen, wenn sie zubereiten, was sie einbringen, dass es doppelt so viel sein wird, wie sie sonst täglich sammeln.

(11) Und der Herr sprach zu Mose:

(12) Ich habe das Murren der Israeliten gehört. Sage ihnen: Gegen Abend sollt ihr Fleisch zu essen haben und am Morgen von Brot satt werden und sollt innewerden, dass ich, der Herr, euer Gott bin.

(13) Und am Abend kamen Wachteln herauf und bedeckten das Lager. Und am Morgen lag Tau rings um das Lager.

(14) Und als der Tau weg war, siehe, da lag's in der Wüste rund und klein wie Reif auf der Erde.

(15) Und als es die Israeliten sahen, sprachen sie untereinander: Man hu? Denn sie wussten nicht, was es war. Mose aber sprach zu ihnen: Es ist das Brot, das euch der Herr zu essen gegeben hat.

(16) Das ist's aber, was der Herr geboten hat: Ein jeder sammle, soviel er zum Essen braucht, einen Krug voll für jeden nach der Zahl der Leute in seinem Zelte.

(17) Und die Israeliten taten's und sammelten, einer viel, der andere wenig.

(18) Aber als man's nachmaß, hatte der nicht darüber, der viel gesammelt hatte, und der nicht darunter, der wenig gesammelt hatte. Jeder hatte gesammelt, soviel er zum Essen brauchte.

Liebe Gemeinde!

Die verlesenen Verse sind der Kern einer alttestamentlichen Sage, der Sage von der wunderbaren Speisung in der Wüste. Eine solche Sage ist eine Geschichte, die etwas zu sagen hat. Sie will nicht nur erzählen. In ihr verbinden sich Geschehen und Deutung. Vordergründiges und Hintergründiges, Sichtbares und Unsichtbares, das Alltägliche und das, was uns mitten in unserem Alltag wunderbares begegnet und am Leben erhält.

Die Erzählung, die wir gehört haben, schreitet in drei Schritten fort.

Wir hören zuerst von dem Murren des Volkes in der Wüste. Mose hatte das Volk aus Ägypten geführt, wo Israel in der Knechtschaft lebte. Der Weg in das gelobte Land, in dem Milch und Honig fließen soll, führte durch die Wüste. Dieser Weg wurde dem Volk zu lang. Während Moses es nach vorne führte, dem gelobten Land entgegen, sehnte sich das Volk zurück in das Land, in dem man zwar geknechtet war, aber Brot die Fülle hatte.

In der Wüste erschienen die Fleischtöpfe Ägyptens wie der Vorhof zum Paradies. Zwischen Erinnerung und Verheißung hin- und hergerissen, entschied sich das Volk für die Erinnerung. Lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach. Vor allem aber und in jedem Fall: Weg aus der Wüste.

Gott aber hält das Volk in der Wüste fest. Das ist der zweite Schritt unserer Erzählung. Gott will das Volk erproben, heißt es. Dem Murren des Volkes begegnet er mit dem Brot vom Himmel. Damit verschiebt sich die alternative Wahl, vor der das Volk steht.

Es heißt nicht mehr: Entweder weiter vorwärts oder aber zurück. Jetzt steht auf der einen Seite der Wunsch des Volkes, wieder dorthin zu gehen, wo man nicht in der Kindschaft Gottes, sondern in der Knechtschaft der Menschen lebt, wo man aber weiß, was man hat und was man nicht hat, wo man sich mit Klugheit, Geschick und Leistung in dieser Welt arrangieren kann.

Auf der anderen Seite steht die Freiheit der Kinder Gottes, die ihren Weg nicht kennen, das Ziel nur ahnen und geführt werden, wie Gott es will – bei Tage von der Rauchsäule und bei Nacht von der Feuersäule; da steht das wandernde Gottesvolk in der Wüste, das nichts in der Hand hat und darauf warten muss, ob Gott am nächsten Morgen wieder das Brot vom Himmel sendet.

Es geht also um Vertrauen auf das Verfügbare oder um Glauben an die Gnade Gottes. Es geht um die irdischen Sicherheiten, die man vorwärts oder rückwärts sucht – progressiv oder konservativ, wie wir heute sagen würden – oder um die ungesicherte Wanderschaft in der Gewissheit der Nähe Gottes.

Damit wir die Entscheidung, vor der das Volk steht, nicht missverstehen, geht unsere Erzählung noch einen Schritt weiter, einen dritten Schritt. Sie sagt, jeder habe von dem Manna so viel bekommen, wie er bräuchte, ganz gleichgültig wieviel er gesammelt hat; und wenn man sich etwas auf Vorrat hinlegen wollte, war es am anderen Tag verdorben. Das ist eine wirklich sagenhafte Speise! Aber was sagt sie uns? Man hu, hebräisch: מה זה? Übersetzt: Was ist das? – so fragen die Israeliten. (Und vielleicht ist das der Ursprung des Wortes „Manna“.)

Was ist das, von dem es nicht mehr oder weniger gibt, sondern nur alles oder nichts? Was ist das, was sich nicht aufheben lässt, sondern jeden Tag neu sein muss? Das ist jedenfalls nicht das tägliche Brot, von dem durchaus die einen viel und die anderen wenig haben – und das tägliche Brot kann man auch lagern: in der Scheune, im Kühlhaus, auf dem Sparbuch.

Aber es gibt auch unter uns Wirklichkeiten, die kein Viel oder Wenig kennen, die unteilbar sind, die da sind oder nicht da sind, die man nicht lagern kann, sondern die jeden Tag neu sein müssen: die Liebe – die Treue – die Gütigkeit.

Was also ist das, von dem Israel in der Wüste leben darf? Es ist die Liebe, die Treue, die Güte Gottes. Das Manna ist Zeichen dessen, dass Gottes Volk aus Gottes Treue, Güte und Liebe lebt. Diese Güte ist ein Alles oder Nichts. Ein Nichts für die, welche den Weg zu den Fleischtöpfen Ägyptens vorziehen. Wie denn ja auch heute Gott für viele ein Nichts ist und seine Liebe und Treue ein leerer Wahn.

Oder ein Alles. Ein Alles für die, welche lieber mit ihm in der Wüste wandern – wo sie nur ihn haben – als ohne ihn an den Fleischtöpfen Ägyptens leben wollen. Ein Alles, weil er seine Ehre mit niemandem anderen teilt; und die, welche er lieb hat, in die Wüste führt, damit sie das Vertrauen auf seine Gnade nicht teilen mit dem Vertrauen auf ihr Können, Haben, Leisten, Wollen.

Das also ist die Alternative für das Volk Israel. Wird es in der Wüste unterwegs bleiben in dem Vertrauen, dass Gottes Güte alle Morgen neu ist und seine Verheißung nicht trügt? Lieber mit Gott in der Hölle als ohne Gott im Himmel. Oder wird es umkehren zu den Fleischtöpfen Ägyptens, wo man nicht alles, sondern nur etwas hat, aber weiß, was man hat?

Wie sich das Volk Israel entschieden hat, mag jeder zu Hause in seiner Bibel nachlesen. Es lohnt sich, die Bibel zu lesen und unsere Geschichte steht im 2. Buch Mose, Kapitel 16. Aber nicht darauf kommt es an, wie sich das Volk Israel entschieden hat, sondern darauf, wie wir uns entscheiden. Um unseretwillen ist uns diese Geschichte erzählt. Sie zeigt uns, wo wir stehen.

Wir – das können wir sein als Gemeinde Jesu Christi, die wir unseren Weg durch diese Zeit gehen wie jene Gemeinde Gottes durch die Wüste. Wir könnten darum nun unseren Weg als Gemeinde in das Licht unserer Erzählung stellen und müssten dann uns selbst fragen, wie wir unterwegs sind: zurück zu den Fleischtöpfen Ägyptens, zu den Sicherheiten und Knechtschaften dieser Welt, ängstlich und ohne Vertrauen, auf unsere eigene Klugheit angewiesen, ein vergängliches Stück dieser vergehenden Welt, eine Verdoppelung dessen, was in dieser Welt geschieht, nur unter religiösen Vorzeichen.

Oder vorwärts unter der Verheißung Gottes, dass die Pforten der Hölle seine Gemeinde nicht überwinden; unterwegs mit ihm, der uns nichts gibt als sein Wort - und der uns damit alles gibt; vertrauend auf seine Gnade und auf nichts Anderes; arm, aber viele reich machend; die Krisis und die Kritik einer Welt, die an sich selbst glaubt, und so das Licht dieser Welt und das Salz der Erde.

Wer könnte bestreiten, dass dies Entweder-Oder eine aktuelle Frage für die Gemeinde Jesu Christi ist. Sie mag mit jedem gehen, der sich als Glied der Gemeinde Jesu Christi versteht und sich für sie verantwortlich weiß.

Aber wenn unsere Geschichte sagt, wo wir stehen, dann umfasst dies „Wir“ auch das Leben jedes einzelnen von uns, und dem wollen wir miteinander nachsinnen, indem wir den drei Schritten der Erzählung noch einmal folgen.

Jeder von uns ist ja unterwegs zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Gestern und Morgen und wem käme es nicht oft so vor, als sei dieser Weg ein Weg inmitten der Wüste. Was tun wir auf diesem Weg? Vor einigen Jahren hat Kurt Ihlenfeld in seinem Berliner Tagebuch geschrieben, Angst und Erinnerung hätten die Menschen unserer Zeit in die Zange genommen, „ohne dass es für ihn ein Ausruhen in der Mitte – der Gegenwart – gäbe, wie es früher dem Frommen möglich war“. Ist es nicht so? Ein jeder prüfe sich selbst!

Sind unsere Gedanken nicht meist mit der Vergangenheit oder der Zukunft beschäftigt, mit dem, was war oder mit dem, was sein soll? Dünkt uns die Gegenwart nicht oft die schlechteste Zeit zum Leben zu sein? Suchen wir das Glück nicht dort, wo wir einst glücklich waren, oder dort, wo wir einmal glücklich zu sein hoffen – und sind darum so selten glücklich?

Die Älteren mögen mehr am Vergangenen hängen, die Jüngeren mehr die Zukunft gewinnen wollen – von der Gegenwart hält keiner viel. Eine der eindrücklichsten Parolen der letzten Jahre, oft über den Kudamm getragen, lautet: „Macht kaputt, was euch kaputt macht“, d. h.: zerschlägt die Gegenwart, dann zeigt sich eine bessere Welt. Prüfen wir uns selbst: Denken wir nicht oft ähnlich, auch wenn wir nichts kaputtschlagen? Was verraten uns die steigenden Selbstmordzahlen, die zunehmende Rauschgiftsucht? Sie verraten uns doch eine Flucht aus der Gegenwart, irgendwohin, weil die Gegenwart unerträglich erscheint und es vorwärts oder rückwärts nur besser werden kann.

Vielleicht ist unter uns keiner, der Rauschgift nimmt, und vielleicht trägt sich auch keiner mit Selbstmordgedanken – aber prüfen wir uns selbst: Sind wir nicht alle beteiligt an der Flucht aus der Gegenwart?

Hält uns also unsere Erzählung nicht den Spiegel vor? Nur fort aus Ägypten – so hieß es –; zurück zu den Fleischtöpfen Ägyptens – so heißt es. In jedem Fall: fort aus der Wüste. Irgendwo ist Leben, nur nicht hier.

Der erste Schritt unserer Erzählung ist also ein Schritt in unser eigenes Leben hinein, in dem wir uns ja nicht ohne Grund oft genug wie in der Wüste vorkommen:

der Wüste der Angst
der Sorgen
der Schuld
des Versagens
des Zweifels und der Verzweiflung
der Ausweglosigkeit
der Krankheit und des Todes.

Aber auch der zweite Schritt nimmt uns mit oder kommt auf uns zu.

Gott gibt in der Wüste Brot. Da, wo nichts ist, ist er. Und er, der Gegenwärtige, hält sein Volk in der Wüste fest. „Ich bin bei dir – das ist genug“. Oder, wie der Apostel Paulus es hörte: Lass dir an meiner Gnade genügen.

Liebe Gemeinde! Das Manna in der Wüste, das Brot des Lebens, hat nicht aufgehört, vom Himmel zu regnen. Es ist auch heute und alle Morgen neu. Es speist die Hungrigen und tränkt die Durstigen. Es hat einen anderen Namen bekommen. Fragst du, wie der ist: den Namen Jesus Christus.

Das Manna in der Wüste, dem Volk Israel gegeben, war gleichsam der Vorschuss für das Brot des Lebens, das aller Welt gegeben ist. In dieser Passionszeit sehen wir es am Kreuz hängen; wir hören es, wo wir das Wort vom Kreuz hören; wir schmecken es, wenn wir uns zu Brot und Wein, dem Zeichen seines Lebens und Blutes, einladen lassen.

Dass er sich das Brot des Lebens nennt, in diese Welt gekommen, heißt, dass wir um seinetwillen leben dürfen, wo wir sind. Wir brauchen nicht wegzulaufen aus unserer Gegenwart in dem Wahn, weit hinten oder weit vorne sei das Leben. Am Ziel unserer Wege finden wir immer nur uns selbst und das heißt, den Tod. Wo er, der Grund und Ursprung allen Lebens mit uns ist, da ist Leben und Seligkeit. Er aber ist da, wo sein Kreuz steht und das ist überall und immer und darum heute und hier.

„Suchet mich, so werdet ihr leben“ heißt die Losung dieses Jahres. Sie ruft uns nicht zu fernen Zielen, sondern zu dem Gott, der gegenwärtig ist. Wir brauchen nicht in Zeiten zu fliehen, die nicht die unseren sind, sondern dürfen in unserer Zeit leben. Jeder Tag ist Gottes Tag, der erste, der letzte und der Tag der Ewigkeit.

Wenn einer fragt, was das A und O des christlichen Glaubens sei, so kann man diese Antwort geben: Weil Gott gegenwärtig ist, kann ich gegenwärtig leben. Weil diese meine Zeit in Gottes Händen steht, kann ich die Zeit auskaufen.

Es stimmt wohl, dass es den Menschen unserer Zeit schwerer fällt als den Frommen früherer Jahre, in der Mitte, der Gegenwart auszuruhen – also unterwegs und doch zu Hause zu sein, Wanderer zwischen zwei Welten und doch geborgen.

Was Nietzsche vor 100 Jahren empfand, können wir noch empfinden: „Die Welt – ein Tor zu tausend Wüsten, stumm und kalt. Wer das verlor, was du verlorst, macht nirgends halt. Die Krähen schreien und ziehen schwirren Flugs zur Stadt – bald wird es schneien. Wohl dem, der keine Heimat hat.“

Das heißt: Gott ist tot. Tausend Wüsten, aber nicht mehr. Aber Gott ist nicht tot. Gott kann nicht sterben. Er ist höchstens für uns tot. Und er ist für uns tot, wo wir wie Israel weglaufen aus der Wüste, in der er doch das Brot des Lebens gibt.

Der Mensch unserer Tage hat es mit Wissenschaft und Technik weit gebracht. Ihm könnte der Gedanke kommen, er sei der Übermensch, der die Wüste in eine Kornkammer und die vergehende

Welt in ein Paradies verwandeln kann; er könne die Sünde abschaffen und die Vergebung und die Rolle Gottes übernehmen.

Aber Gott begegnet nie anders als in der Wüste. Johannes der Täufer ruft nicht von ungefähr zu Buße in der Wüste. Nur wo wir am Ende sind, kann Gott anfangen. Der Weg nach Ostern führt über das Kreuz – auch für uns.

Gott füllt leere Hände; volle kann er nicht füllen. Gewiss: Er füllt sie, wann er will; er steht uns nicht zur Verfügung. Dennoch: Wenn wir die Hand nach ihm ausstrecken und er sie nicht füllt mit dem Brot des Lebens: Klagen wir nicht zuerst ihn an! Verkündigen wir nicht zuerst, dass Gott tot sei! Sondern schauen wir zuerst, ob unsere Hände leer sind. Gott ist in den Schwachen mächtig. Er teilt seine Ehre nicht mit uns. Der Weg ins gelobte Land führt durch die Wüste und seine Gnade hält uns in der Wüste fest, damit nicht unsere Werke das Werk seiner Gnade verdrängen.

Wenn wir auch den dritten Schritt unserer Geschichte noch mitgehen, so gilt auch für uns, dass vom Brot des Lebens niemand mehr bekommt als der andere / und niemand weniger / und jeder genug. Ich bin bei dir – du darfst leben: Davon kann man nichts wegnehmen; dazu kann man nichts hinzufügen. Es gilt für alle gleichermaßen: ein Brot für alle, ein Kelch für alle.

Irdisches Brot kennt sehr verschiedenes Maß – bis dahin, dass die einen im Überfluss leben und die anderen hungern. Es gibt Begabte und Unbegabte, Gebildete und Ungebildete, Geschickte und Ungeschickte, Gesunde und Kranke, Junge und Alte, Schöne und Unschöne, Gute und Böse.

Er gibt jedem von uns, so wie er ist, mit seinen Stärken und Schwächen – und keiner ist so wie der andere. Und jeder Tag, der kommt, ist anders, als der, welcher war. Gleich ist für uns alle das Brot des Lebens, das göttliche „Ich bin mit dir“, das auch 1000 Wüsten zum Ort des Lebens macht, zur Heimat. Das Brot des Lebens erlaubt uns zu leben, statt ständig wegzulaufen in die Vergangenheit und in die Zukunft, um das Leben zu suchen. Leben ist, wo Gott gegenwärtig ist; und Gott ist gegenwärtig, wo immer es heute heißt.

Solches Leben gibt Mut. Mut zu ändern, was zu ändern ist und zu tragen, was getragen werden muss.

Solches Leben lässt uns nicht gleichgültig an der Not des Nächsten vorübergehen. Das wissen wir. Wer sich leere Hände füllen lässt, hat volle Hände und ist reich an Liebe.

Solches Leben bewahrt uns aber auch vor dem Neid und dem Wahn, alles müsse gleich werden. Wer vom Brot des Lebens lebt, kann jeden Morgen neu fröhlich singen:

„Lass mich mit Freuden
ohn alles Neiden
sehnen den Segen
den du wirst legen
in meines Bruder und Nächsten Haus“.

Mit dem Brot des Lebens kann man auch das letzte Heute getrost erleben. Mit dem Brot des Lebens kann man sterben. Denn es ist das Brot, in dem Gott selbst sich uns gibt, das Brot des ewigen Lebens.

In dieser Stadt, in der Wüste des Krieges, in der Wüste des Gefängnisses, in der Wüste des Todesurteils lebte Dietrich Bonhoeffer vom Brot des Lebens und schrieb Zeilen auf, die das, was christlich ist, einfach aussagen und die uns anleiten, angesichts der Gegenwart Gottes gegenwärtig zu leben – sei es auch in 1000 Wüsten:

Von guten Mächten – *in Gottes Händen* - wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag. Gott ist bei uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag.